Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen : (Fortsetzung) : 11. Das Gymnasium (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

einen so lebhaften Meinungsstreit, wie ihn die materielle Gegenwart sonst nur noch auf den Kampfplätzen der wirtschaftlichen Interessen entbrennen sieht. Mit Kopfschütteln gewahrte der nachdenkende Betrachter, welchen trüben Schaum auf beiden Seiten die hochgehenden Wogen der Erregung aufspritzten. Wenn damals die Widersacher des Nackten von einem „Entrüstungsrummel" seiner Verteidiger sprachen, so war daran sicher so viel richtig, daß der unverständige, auch der kunstunverständige Haufe am lautesten lärmte. Der echte Kern der Bewegung lag — wie immer bei solchen Bewegungen — mehr in einem richtigen Gefühl als in einem richtigen Urteil. Die Künstler und ihre Freunde hatten den Eindruck, daß Männer, die aller Kunst fern standen, mit Polizeivorschriften in das Gebiet des Kunstschaffens übergreifen wollten; dagegen lehnten sie sich auf. Sie wehrten einem Einbruch in die Grenzen ihres Landes, das allen edeln Geistern aller Zeiten als heiliger Boden galt, den ungeweihte Füße nicht betreten sollen.

Wenn sie aber Schaden für die Kunst befürchteten, so verfielen sie einem groben Irrtum. Die leidet unter solchen Übergriffen nicht; die folgt unaufhaltsam den Gesetzen ihrer Entwicklung: aufwärts, so lange sie es vermag, abwärts, wenn ihr Höhepunkt erreicht ist.

Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Fortsetzung)

II. Das Gymnasium (Fortsetzung)

Von Tertia an wurden wir Jungen in der Schule von den Lehrern mit Sie angeredet. Viel zu früh für Jungen, wie ich, der ich noch nicht dreizehn Jahre alt war. In Tertia saßen freilich auch ältere Jungen. Denn hier blieben die unbegabten und faulen Schüler zurück. Die meisten wurden aus Tertia konfirmiert. Es waren aber auch noch ältere in der Klasse. Denn von Tertia an begegnete man auch Jungen, die schon auf einem andern Gymnasium gewesen und dort nicht vorwärts gekommen waren oder sonst nicht gut getan hatten, Großstädtern, die zur bessern Überwachung ihrer Erziehung in die kleine Stadt gebracht wurden, weil da ein letzter Versuch mit ihnen gemacht werden sollte. Namentlich das Kloster Unsrer lieben Frauen in Magdeburg lieferte damals jahrelang eine Reihe solcher schiffbrüchigen Jungen auf unsre Anstalt. Sie waren unter uns ein überaus schädliches Element. Sie wußten Dinge, von denen wir jüngern Provinzler noch keine Ahnung hatten, und renommierten mit Ansprüchen und auch mit Geldausgaben, an die wir Quedlinburger Jungen vorher noch nie gedacht hatten. Sie rauchten heimlich, tranken bayrisches Bier in allerhand Winkelkneipen und bei den Ausflügen in den Harz und machten Stimmung dafür, daß man sich von den Lehrern nichts gefallen lassen dürfe. So kam man in der Tertia unvermerkt in eine Atmosphäre sittlicher Gefahren hinein. Wunderbar genug, daß wir noch so leidlich und mit einigen im Grunde ziemlich harmlosen Dummheiten durchgekommen sind. Unsre Lehrer waren gegen diese Gefahren wie mit Blindheit geschlagen. Wir arbeiteten allerdings für die Klasse fleißig und hatten auch im ganzen Lust

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

am Unterricht und am Lernen. Durch diese Klassenleistungen ließen sich die Lehrer täuschen. Nach ihnen beurteilten sie uns, und zwar durchschnittlich viel zu günstig. Um unser Leben außerhalb der Schule kümmerten sie sich so gut wie gar nicht. Daß der eine oder der andre Lehrer einmal eine Schülerpension besuchte und sich überzeugte, wie die Jungen dort untergebracht waren, wollte gar nichts sagen. Unordnungen bekamen sie dabei natürlich nie zu sehen, und wir Jungen lachten sie hinter ihrem Rücken über ihre unpraktische Harmlosigkeit aus. Sie fanden immer alles in bester Ordnung.

Einer unsrer Mitschüler in Tertia überragte auch die größten unter uns um mehr als Haupteslänge. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauern aus dem benachbarten Dorfe Warnstedt und hieß Leonhard Bodenstein. Er saß schon seit drei Jahren in der Tertia und mußte wenigstens achtzehn bis neunzehn Jahre alt sein. Er war ein gutmütiger, harmloser Bursche. Sein Interesse beschränkte sich auf Essen und Trinken, aber mit dem Lernen wollte es durchaus nichts werden. Eines Tags kam während der Unterrichtsstunde der „Herr Direktor," für uns eine gewaltige Respektsperson, in die Klasse und hörte dem Unterricht zu. Am Schlusse der Stunde fragte er zu unserm höchlichen Erstaunen unsern großen Mitschüler: Nun, Bodenstein, Sie wollen abgehn? Wie hängt denn das zusammen? So mitten im Semester? — Ja, Herr T'rekter, erwiderte Bodenstein, mein Vater will, daß ich mich verändern soll. — Die ganze Klasse brach in ein homerisches Gelächter aus. Sich verändern heißt in meiner Heimat soviel wie heiraten. Sogar der Direktor und der Klassenlehrer konnten sich des Lachens nicht erwehren. Aber Bodenstein, sagte der Direktor, Sie wollen doch nicht heiraten? — Doch, Herr T'rekter, entgegnete Bodenstein gleichmütig. Er ging wirklich ab, um aus Tertia heraus in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Das war freilich in unsrer Tertia noch nicht dagewesen, und wir erzählten zuhause unsern Eltern den Vorgang mit sehr gehobnem Tertianerbewußtsein. Auch ich dreizehnjähriger Knirps glaubte seitdem an den Anspruch der Tertianer, mit Sie angeredet zu werden. Um so empfindlicher kränkte es mich, daß bald nachher unser Ordinarius Dr. Schmidt, als ich einmal während der Stunde unzeitig gelacht hatte, sich nach mir umdrehte und rief: Ach, Bosse, das Kind! Im Grunde war das ein großer Lobspruch für den jungen Tertianer. Gemeint und verstanden wurde das Wort aber mit Recht als Tadel meiner kindischen Lebhaftigkeit. Immerhin war es noch nicht so schlimm, wie die von Dr. Schmidt im höchsten Zorn ausgestoßne Anrede an einen andern Tertianer: Sie Esel, er! Dies Wort empörte den Stolz der Tertianer aufs höchste.

Von Tertia an war der Kursus der drei Oberklassen zweijährig. Doch konnte man bei besonders guten Leistungen schon nach anderthalb Jahren versetzt werden. Das ist mir in Tertia auch gelungen. Dadurch kam ich meinem gleichaltrigen Vetter Ludwig Kramer, mit dem ich bis dahin immer gleichen Schritt gehalten hatte, um ein halbes Jahr voraus. Unsrer Freundschaft tat das aber keinen Abbruch.

In jenen Jahren kam der König Friedrich Wilhelm der Vierte alljährlich nach Quedlinburg, um in der dortigen Feldmark große Hasenjagden abzuhalten. Der König residierte dann auf dem Schlosse. Dort waren die Zimmer der vormaligen Äbtissin für ihn eingerichtet. Der große blaue Saal und der mit rotseidnem Damast ausgeschlagne Thronsaal erstrahlten dann in festlichem Glanze. Der König und seine fürstlichen Gäste kamen mit Extrapost angefahren, und der König selbst zog jedesmal unter dem feierlichen Geläut aller Glocken in die festlich bewegte alte Stadt ein. Die Häuser waren mit Guirlanden und Fichtenzweigen bekränzt, und Abends war die ganze Stadt illuminiert. Aus den Häusern der wohlhabenden Bürger wehten schwarz-weiße Fahnen. Von der heutigen Virtuosität im Flaggen wußte man aber damals noch nichts. Bei diesen Gelegenheiten habe ich unsern leutseligen König und seine fürstlichen Jagdgäste oft gesehen. So namentlich den König Ernst August von Hannover, den Herzog Wilhelm von Braunschweig, die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen und — last not least —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den damaligen Prinzen von Preußen, unsern nachmaligen großen Kaiser Wilhelm. Ich erinnere mich seiner stattlichen Gestalt und schönen, männlichen Erscheinung noch sehr genau. Wir Jungen liefen natürlich auch mit zur Jagd hinaus und bewunderten die Treffsicherheit des Prinzen Wilhelm, während der König bei seiner Kurzsichtigkeit nur mäßigen Jagderfolg hatte. Diese Jagden wurden von dem Hofjägermeister, Grafen von der Asseburg-Falkenstein aus Meisdorf, geleitet. Er war ein weit und breit berühmter, weidgerechter Jäger und erfreute sich trotz oder vielleicht wegen seiner Derbheit großer Popularität. Abends waren die Spitzen der Behörden zur Tafel aufs Schloß befohlen, der Landrat, der Kreisgerichtsdirektor, der Superintendent, der Gymnasialdirektor und andre. Wir Jungen standen dann oben im Schloßhofe und sahen staunend in die Küche. Dort brieten die weißgekleideten Hofköche Hasen oder Geflügel und bereiteten das Lieblingsgericht des Königs, Schweinsknöchel mit Sauerkraut. Auch in die hell erleuchteten Säle konnten wir sehen. Ich erinnere mich noch genau des Königs in blauem Frack mit hellen, karierten Beinkleidern, wie er Cercle machte und sich mit den Geladnen freundlich und augenscheinlich scherzend unterhielt. Für uns Jungen waren das herrliche Tage, und für unsern preußischen Patriotismus waren sie Wasser auf die Mühle. Diese Jagden gaben in der Tat dem Könige in Quedlinburg eine gewisse Popularität. Man erzählte von ihm allerlei anekdotenhafte, witzige Äußerungen, und die Quedlinburger taten sich etwas darauf zugute, daß der König alljährlich ein paar Tage in ihrer Stadt zubrachte. Einmal war dieser bei dem Landrat Weyhe zum Tee gewesen. Daß die stattliche Frau Landrat dabei dem Könige den Tee selbst serviert und ihm auf seine Bitte den Zucker in die Tasse geworfen hatte, wurde in den Bürgerfamilien ebenso als Leutseligkeit des Königs wie als Beweis der guten Manieren der Frau Landrat gerühmt. Schmunzelnd erzählte man sich, der König habe scherzhaft davon gesprochen, es freue ihn, daß die Neigungen seiner Kürassieroffiziere sich mit denen der Quedlinburger Bürger und ihrer hübschen Töchter begegneten. Die Leutnants liebten die „Fonds" der reichen Quedlinburger und diese samt ihren Töchtern die „Vons" (das Adelsprädikat) der Offiziere. In der Tat verlobten sich damals eine Anzahl hübscher und wohlhabender Quedlinburgerinnen mit Kürassieroffizieren.

Auf den Hofjagden wurden erstaunliche Mengen von Hasen geschossen. Diese mußten in Quedlinburg und dessen nähern Umgebungen abgesetzt werden, denn Eisenbahnen gab es damals bei uns noch nicht. Dadurch wurden die Hasenbraten in meiner Heimat sehr billig. Ein Hase kostete damals fünf bis allerhöchstens zehn Silbergroschen, nach heutigem Gelde eine halbe bis eine Mark. Für das Fell bekam die Köchin überdies beim Kürschner auch noch einen Groschen. Unter diesen Umständen konnte sich auch der einfachste Bürger seinen Hasenbraten gönnen. Dies, die während der Jagdtage herrschende festliche Erregung, die über die in der Begleitung des Königs anwesenden Fürstlichkeiten und Kavaliere zirkulierenden Schwänke und Anekdoten, der Verdienst an barem Gelde, der vom königlichen Hoflager den Gewerbetreibenden zufloß, alles das wirkte in den Bürgerkreisen eine gute und freundliche Stimmung. Diese gehobnen Tage der Hofjagden gingen — namentlich für uns Jungen — nur allzuschnell vorüber. In langem Zuge fuhren die fürstlichen Gäste auf der Straße nach Halberstadt wieder ab. Dem scheidenden Könige wurde noch ein letztes begeistertes Hoch zum Abschiede zugerufen. Dann trat der helle, fröhliche Sonnenschein der belebten Jagdtage wieder zurück hinter die graue, nüchterne Prosa des alltäglichen Lebens.

* * *

Als ich eben Tertianer geworden war, machte ich meine erste Brockenreise. Zwei Herren, die in dem Hause meiner Eltern verkehrten, hatten eine Fußreise nach dem Brocken verabredet und erboten sich, mich mitzunehmen. Mein Vater sah es gern, daß ich hinauskam, und ich war glücklich, die Reise mitmachen zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dürfen. Denn auf dem Brocken gewesen zu sein, galt unter uns Tertianern damals als ein großes Erlebnis. Daß man mir, dem kaum dreizehnjährigen Jungen, die nicht geringe Strapaze zutraute, und daß ich sie aushielt, war ein Zeugnis meiner gesunden körperlichen Entwicklung.

Wir gingen früh, etwa um sieben Uhr, von Quedlinburg fort. Über Westerhausen, Börneke, Heimburg und Benzingerode erreichten wir um die Mittagszeit nach fünfstündigem Marsche Wernigerode, fühlten uns aber frisch genug, auch die weitern zwei Stunden bis Ilsenburg noch zurückzulegen. Sie sind mir zuletzt blutsauer geworden. Jedoch das Versprechen, daß ich in Ilsenburg in der „Forelle" zum Mittagessen Forellen bekommen sollte, spornte die müden Kräfte immer wieder an. Todmüde setzten wir uns in Ilsenburg zu Tisch. Forellen gab es zwar nicht, aber das Mittagbrot schmeckte herrlich, und nach Tisch fühlte ich mich so erfrischt, daß ich mit meinen beiden Mentoren noch nach der Gräflich Stolbergschen Maschinenfabrik gehn und diese unter Führung eines den Herren befreundeten Fabrikdirektors bis in die Einzelheiten besichtigen konnte. Dort wurde festgestellt, daß nach Mitternacht der Mond aufgehn werde, und daß mit Rücksicht auf die gewaltige Sommerhitze, die uns am Tage ermüdet hatte, ein nächtlicher Brockenaufstieg vorzuziehen sei. Wir gingen also in unser Gasthaus zurück, legten uns zu Bett, wurden eine halbe Stunde vor Mitternacht geweckt und traten um zwölf Uhr bei völliger Dunkelheit unsern Marsch an. Der Weg führte an feuersprühenden Hammerschmieden und Eisenhütten vorbei an der Ilse aufwärts, und es war so finster, daß ich mit meinem Stocke in den Tragriemen der Botanisiertrommel des vor mir gehenden Herrn einhaken mußte, um nicht vom Wege abzukommen und in die Ilse hinabzustürzen. Als wir oberhalb der Ilsefälle an die sogenannten Pflasterstrecken kamen, war der Mond aufgegangen und beleuchtete zauberisch den schweigenden Wald. Zwischen drei und vier Uhr früh erreichten wir das Brockenhaus, gerade als der damalige Brockenwirt Nehse, ein sehr bekannter Mann, die Gäste zum Sonnenaufgang weckte. Die Temperatur war oben freilich frisch. Das Thermometer zeigte 5 Grad unter Null, während am Tage vorher in Ilsenburg 27 Grad Wärme gewesen waren. Die Sonne ging unvergleichlich schön auf. Dann frühstückten wir, und inzwischen hatte sich eine Nebelwand zwischen uns und die Sonne geschoben, sodaß wir vom Turm aus die Erscheinung des „Brockengespenstes," eine Abschattung unsrer ins Riesengroße verlängerten und mit einem regenbogenfarbnen Schein umgebnen Figuren, in seltner Schönheit genossen. Dann ging es auf der Südostseite des Brockens abwärts nach Schierke, damals einem kleinen, unansehnlichen Waldarbeiterdörfchen mit einer zwar reinlichen, aber ganz komfortlosen kleinen Schenke. Hier wurde nochmals gefrühstückt, und dann ging unser Marsch über Elend und Rotehütte weiter nach Rübeland, vom Brockenhause an immerhin ein Marsch von sechs Stunden. Hier erst gab es ein vollständiges, treffliches Mittagessen. Dann legten wir uns zu Bett, und ich habe von Nachmittags vier Uhr durchgeschlafen bis zum andern Morgen um sieben Uhr. Die Übermüdung war verschlafen. Wir besuchten noch die Tropfsteinwunder der Baumannshöhle und wanderten dann durch den Wald in vier bis fünf Stunden nach Thale. Dort trafen wir meine Eltern, die uns mit andern Verwandten zu Wagen entgegengekommen waren. Mit einem heitern Picknick auf einer Waldwiese schloß diese Reise, die meinen Mitschülern in Tertia gewaltig imponierte.

* * *

Jeder Schüler des Gymnasiums hatte bei seiner Aufnahme von dem Direktor ein Druckexemplar der „Schulgesetze" ausgehändigt bekommen. Dieses kodifizierte Lokalschulrecht schien aber hauptsächlich nur dazu da zu sein, daß es nicht gehalten wurde. Das Rauchen war den Schülern darin streng verboten, nicht bloß auf der Straße, sondern auch zuhause. Die Primaner und die Sekundaner rauchten aber zuhause Pfeifen und Zigarren, wie die Alten, und auf der Straße wurde die Zigarre höchstens versteckt, wenn von ferne ein Lehrer in Sicht kam. Ebenso verpönt war

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

natürlich das Kneipen. Wir Tertianer wußten aber recht gut, daß die Primaner und die Sekundaner in gewissen Winkelkneipen stark verkehrten, daß sie sogar eine Verbindung „Hercynia" hatten, in dieser grün-weiß-schwarze Bänder trugen und auf ihren Kneipabenden unter Innehaltung des studentischen Komments ganz gehörig oder vielmehr ungehörig zechten. Die Lehrer des Gymnasiums schienen davon nicht die leiseste Ahnung zu haben. Wenigstens ist zu meiner Zeit niemals ein Schüler wegen solcher Ungehörigkeiten abgefaßt oder bestraft worden. Es ist mir ein völliges Rätsel, daß das durchweg aus tüchtigen, treuen und gescheiten Männern bestehende Lehrerkollegium von diesem höchst verderblichen Treiben nichts gemerkt hat oder hat merken wollen. Dieses Treiben war ein heimlich wuchernder Krebsschaden, der das sittliche Leben der die höhern Klassen des Gymnasiums besuchenden Schüler schwer gefährdete, ja vergiftete. Dieser Unfug hätte unsern sonst so treuen Lehrern nicht verborgen bleiben dürfen. Die Schule hätte vielmehr allen Anlaß gehabt, mit Strenge und aller Weisheit dagegen einzuschreiten.

Es ist gar nicht zu verwundern, daß sich unter den Tertianern die Lust regte, das studentische Treiben der Primaner und Sekundaner nachzuahmen. Ein Tertianer — er ist später durch eine Erbschaft ein sehr reicher Mann geworden — hatte Bekanntschaften auf der Latina in Halle. Er versammelte eines Tags acht oder zehn von uns um sich und machte uns — unter ehrenwörtlicher und eidesstattlicher Verpflichtung zu unverbrüchlicher Geheimhaltung — den Vorschlag, eine geheime Verbindung zu stiften, uns blau-weiß-rote studentische Bänder und lange Tabakpfeifen mit Quasten in denselben Farben anzuschaffen, zwei Rapiere zu kaufen und jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags von 5 bis 7 Uhr Kneipabend zu halten. Wir andern ahnten nicht, was das alles bedeutete. Aber der geheimnisvolle Anstrich des Plans und besonders die Lust, es den Primanern und Sekundanern gleichzutun, auch wohl die Furcht, als Spielverderber und Philister zu erscheinen, überwog alle Bedenken. In kleinen Raten brachten wir von unserm Taschengelde jeder einen bis zwei Taler auf, erhielten jeder einen Kneipnamen — der Stifter hieß in der Verbindung Harry, ich Busso —, und so wurde wirklich die Tertianerverbindung Germania gegründet. Harry verschrieb die Bänder, Pfeifenquasten und Rapiere, beschaffte für jedes Mitglied ein die Verbindungsfarben tragendes Kommersbuch und schaffte den ganzen Apparat in eine hinter dem Klerse liegende, wenig besuchte Tabagie, in deren oberm Stockwerk ein Tanzsaal und hinter diesem ein kleineres Zimmer war. Dieses Zimmer war die Kneipe der Germania. In der Mitte stand ein langer Tisch, an dem wir, die blau-weiß-roten Bänder auf der Brust, saßen. Harry war „Erster" und präsidierte, schlug mit dem vor ihm liegenden Rapier auf den Tisch, ließ ein Lied aus dem Kommersbuch singen und rief uns dann „Smollis" zu, worauf wir mit „Fiducit" antworten und trinken mußten. Wir tranken jeder zwei Seidel Bier, rauchten — nicht ohne körperliche Nöte — unsre neuen Pfeifenköpfe an und gingen um 7 Uhr mit dem Bewußtsein, uns sehr „forsch" benommen zu haben, nach Hause. Dieses Treiben wiederholte sich den Winter über Mittwochs und Sonnabends, wenn auch nicht regelmäßig, so doch ziemlich häufig. Dann hörte es allmählich von selbst auf. Die Verbindung hielt auch ein Blatt, den damals bei Ernst Keil in Leipzig erscheinenden radikalen, wenn nicht geradezu revolutionären „Leuchtturm." Schon dies zeigt den ganzen kindischen Unverstand, mit dem die Sache betrieben wurde. Denn keiner unter uns dachte auch nur von ferne an revolutionäre Tendenzen. Wir waren, wie unsre Lehrer, gute und königstreue Preußen. Im übrigen kümmerten wir uns nicht um Politik und hatten nicht das mindeste Interesse oder Verständnis dafür. Aber dieser ganze unverständige Verbindungsunfug der dummen Jungen hatte doch die allerbedenklichsten Seiten. Schon die ängstliche Verheimlichung vor den Eltern, das Bewußtsein, etwas Verbotnes und von uns selbst als ungehörig Empfundnes fortgesetzt zu treiben, die Zeit- und Geldvergeudung, das vorzeitige Tabakrauchen und Biertrinken, die inhalt- und sinnlose Nachäffung unverstandner studentischer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Formen, das alles stand im Widerspruch mit unsrer bis dahin unschuldigen Naivität. Es wurde dadurch ein gutes Teil des bis dahin unbewußt uns verbliebnen Dufts kindlicher Harmlosigkeit abgestreift. Uns ist das damals freilich nicht klar zum Bewußtsein gekommen; aber innerlich geschädigt worden sind wir durch jenen kindischen Unsinn ohne allen Zweifel. Merkwürdig genug, daß unser sonstiges Verhalten der Schule gegenüber so wenig davon beeinflußt wurde. Wir blieben wenigstens fleißige Schüler, und ich wurde sogar zu Michaelis 1846 nach Sekunda versetzt. Eine Teilung der obern Klassen in Ober- und Unterprima usw. gab es damals noch nicht. Das Pensum der Tertia habe ich spielend erledigt. Freilich war der innere Gewinn mäßig. Wir lasen in Tertia Cäsars Gallischen Krieg und lernten ihn geläufig übersetzen, waren auch in der Grammatik fest und sicher. Daneben lasen wir Ovids Metamorphosen. Die mythologischen Kinkerlitzchen darin interessierten uns zwar, aber was die Sprache anlangte, hatten wir die Schwierigkeiten dieses Buchs nur äußerst dürftig überwunden. Das lag zum Teil wohl daran, daß der lateinische Unterricht nicht in einer Hand lag. Lateinische Grammatik und Prosa hatte der Ordinarius Dr. Schmidt, und er brachte uns überall eine solide Grundlage bei. Ovid dagegen lasen wir bei einem andern Lehrer, der es weniger genau nahm. Ähnlich war es im Griechischen, nur noch mangelhafter. Wir lernten zwar das Nötigste in der Grammatik, aber der Prosa von Xenophons Anabasis gewannen wir weder Verständnis noch Interesse ab. Daneben lasen wir bei einem andern Lehrer Homers Odyssee. Leider hatte dieser sonst so treffliche Mann keine Lehrgabe. Er elendete uns mit den Dialektformen, aber für die wundervolle Poesie Homers wußte er unsre Augen nicht zu öffnen. Wir präparierten uns mit Hilfe einer recht mäßigen Prosaübersetzung — ich glaube, sie war von Zauppe —, diese und allenfalls die schöne Vossische Übersetzung las wohl der eine oder der andre aus Neugierde einmal für sich. Im ganzen aber blieb uns die Schönheit der Odyssee verschlossen. Auch im Französischen waren unsre Leistungen jämmerlich. Etwas besser ging es in der Mathematik. Wir mußten da in der Geometrie ein Heft ausarbeiten. Ein trefflicher Mitschüler, einer der besten und unverdorbensten Jungen, tat dies, da er sich dem Baufach widmen wollte, mit größtem Fleiße und schrieb sein Heft äußerst sauber und kalligraphisch tadellos. Das gefiel mir so, daß ich mich bemühte, es ihm gleich zu tun. Dadurch habe ich mir meine deutliche Handschrift angewöhnt. Sie kommt mir noch heute zugute, und der Fleiß, den ich auf das mathematische Heft verwandte, wurde für mich um so nützlicher, als ich für die Mathematik wenig Anlage und gar keine Neigung hatte. Ganz mangelhaft war es mit Geschichte und Geographie bestellt. Sie wurden stiefmütterlich behandelt, und die Lücken in der Geschichte, die damals entstanden, habe ich auf dem Gymnasium, wenigstens soweit es sich um neuere Geschichte handelte, nie wieder ganz ausgefüllt. Diesen Mangel habe ich nach der Schulzeit lange sehr schmerzlich empfunden. Besser dagegen war in Tertia der Unterricht im Deutschen bei Dr. Schmidt. Er führte uns in die poetische Literatur ein und wußte uns auch für die Aufsatzthemata zu interessieren. Er legte vielleicht zu viel Wert auf eine schwunghafte und blumenreiche Sprache, und so kamen in unsern deutschen Aufsätzen wortreiche und poetische Phrasen mehr zur Geltung, als zu wünschen gewesen wäre. Dieser Mangel wurde später in Sekunda und namentlich in Prima mit gutem Erfolge bekämpft. Dem trefflichen Dr. Schmidt aber hatten wir es zu danken, daß er uns in Tertia mit Begeisterung für die deutsche Poesie erfüllte. Er selbst hatte dafür ein Herz, und sein mit warmer Empfindung erteilter deutscher Unterricht fand bei uns den empfänglichsten Boden. Wir lernten auch viele poetische Stücke auswendig und mußten sie in der Schule deklamieren. Der deutsche Unterricht interessierte mich lebhaft, und im Deutschen war ich bald den übrigen Jungen voraus. Darauf wird wohl meine frühzeitige Versetzung nach Sekunda zurückzuführen sein. Ich glaube nicht, daß sie mir geschadet hat. Auch wenn ich noch ein Halbjahr länger in Tertia geblieben wäre, würde ich schwerlich mehr gelernt haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Sekunda wurden mir freilich die Lücken meines aus Tertia mitgebrachten Wissens sehr fühlbar. Aber ich kam in die Hand eines Lehrers, der es verstand, uns zu fesseln. Sein Unterricht im Lateinischen und in der alten Geschichte war unvergleichlich fruchtbar und wirkte auch erziehend auf uns, wie der keines andern Lehrers. Dieser Lehrer war der Professor Goßrau. Sein Andenken wird mir gesegnet bleiben, so lange ich lebe.

Goßrau war nicht eigentlicher Ordinarius der Sekunda. Er gab aber den gesamten Unterricht im Lateinischen, in der Geschichte und der griechischen Grammatik und Prosa. Er imponierte uns durch seine Gelehrsamkeit ebenso wie durch seinen tiefen sittlichen Ernst. Er beeinflußte seine Schüler bis in die Tiefen des Herzens und Willens und galt uns weitaus als der wichtigste und bedeutendste aller unsrer Lehrer. Neben ihm unterrichteten in Sekunda nur noch zwei wissenschaftliche Lehrer, der schon bejahrte, würdige Professor Ihlefeldt und der Mathematikus, Professor Schumann. Ihlefeldt hieß bei den Schülern der Alte und Professor Schumann der Kleine.

Der alte Ihlefeldt trug eine in der Mitte gescheitelte, braune Perücke und konnte als Typus eines in ernster wissenschaftlicher Arbeit und peinlicher Gewissenhaftigkeit bewährten Philologen alten Schlages gelten. Seiner Würde und Autorität beugten wir uns unbedingt, obwohl uns seine Persönlichkeit einigermaßen hinter der Zeit zurückgeblieben vorkam. Er genoß auch bei dem Direktor und dem übrigen Lehrerkollegium großes Ansehen. Als ich nach Sekunda versetzt wurde, mochte sein Alter ihm wohl an seiner frühern Frische schon ein wenig Eintrag tun. Er erteilte in Sekunda den Religionsunterricht nach einem Lehrbuche von Niemeyer. Er war ein Mann der Aufklärung, Philolog aus der Fr. Aug. Wolfschen Schule, und von irgendeiner religiösen Anregung durch ihn konnte keine Rede sein. Der Bibel und dem kirchlichen Christentum stand er durchaus kritisch gegenüber. Ich entsinne mich, wie er in einer der ersten Religionsstunden, die ich bei ihm hatte, mit tiefem Ernst die Frage untersuchte, ob man im Namen Jesu beten dürfe. Er kam dahin, die Frage schlechthin zu verneinen. Darüber kam dann bei uns die Berechtigung des Gebets überhaupt ins Schwanken. Dieser Religionsunterricht wußte nur einzureißen, aber nicht zu bauen. Nichtsdestoweniger imponierte uns Schülern der sittliche Ernst des Alten. Wir haben ihn trotz seiner hie und da wunderlich erscheinenden Eigentümlichkeiten immer mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Etwas wunderlich war auch sein Unterricht in Homer. Wir lasen bei ihm die Odyssee weiter, haben auch wohl die Ilias angefangen. Für die poetische Schönheit der wundervollen Dichtungen im Zusammenhang uns die Augen zu öffnen, verstand auch er nicht. Die griechischen Partikeln bei Homer ἄρα, μέν, δέ, ἀλλά usw. waren sein Steckenpferd, und auf ihre Bedeutung kam er immer wieder zurück. Er besaß die griechisch-lateinische kommentierte Ausgabe des Homer von Samuel Clarke (1758). Darauf tat er sich ein wenig zugute, und bei jedem entstehenden Zweifel über den Text oder dessen Bedeutung pflegte er zu sagen: „Wir wollen zunächst einmal sehen, was mein alter Clarke dazu sagt." Sehr anregend war diese Behandlung des Homer nicht. Interessant und förderlich war dagegen der Unterricht des Alten im Deutschen. Nüchtern und verständig schnitt er die aus Tertia mit herübergekommnen, oft schwülstigen und überschwenglichen Auswüchse unsers Stils zurück, führte uns mit dem Idealismus der ältern Philologen tiefer in die Schönheiten der deutschen Klassiker ein und gab uns dadurch einen wertvollen Schatz für das Leben mit. Nicht ohne Rührung kann ich an das würdevolle Pathos des guten Alten zurückdenken. Einst faßte er mich ab, wie ich während des französischen Unterrichts unter der Bank einen Roman der Schwedin Emilie Flygare-Carlén las. Nach der Stunde bestellte er mich zu sich und redete mir väterlich ins Gewissen. Dabei berief er sich darauf, daß er in seinem Leben nur einen einzigen Roman — ich weiß nicht mehr, welchen — gelesen habe. Diese Szene hatte wenigstens den Erfolg, daß ich das Romanschmökern während der Unterrichtsstunden aufgab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine ganz andre Persönlichkeit war der Kleine, der Mathematiker Professor Schumann. Er war viel jünger als der Alte, ohne alles Pathos, lebendig und lebensfroh. Ursprünglich Theologe, hatte er an seinem Glauben Schiffbruch gelitten und sich auf Mathematik und Naturwissenschaften geworfen. Er war Rationalist vom reinsten Wasser. Er lehrte in Sekunda Mathematik und Physik und brachte uns wenigstens soweit, daß wir im Maturitätsexamen die mathematischen Aufgaben notdürftig zu lösen vermochten. Weit her war es damit freilich nicht. Es war ein starkes Stück, daß der Direktor ihm in Prima den Religionsunterricht und die philosophische Propädeutik übertragen hatte. Seine Leistungen in diesen beiden Fächern waren, wie wir uns damals ausdrückten, unter der Kanone. Die Wunder der Bibel erklärte er frischweg nach Art des Heidelberger Theologen Paulus als natürliche Vorgänge, die Auferstehung Jesu als Scheintod, das Wandeln auf dem Meere als ein Wandeln am Meere, unbekümmert darum, daß der Zusammenhang der biblischen Erzählungen dadurch zum hellen Unsinn wurde. Das, was er uns in der philosophischen Propädeutik als Psychologie vortrug, war ein seltsames Gemisch von Ernst und anekdotenhaften Belegen für einzelne Erscheinungen des Seelenlebens. Wir lieferten ihm dazu angeblich vorgekommne Beispiele von Sinnestäuschungen, Wahnvorstellungen und als natürliche Vorgänge aufgeklärten Spukgeschichten der abenteuerlichsten Art. Bei seiner natürlichen Gutmütigkeit nahm er unsre Erzählungen derartiger Phantasiegebilde mit rührender Unbefangenheit auf. So wurde die philosophische Propädeutik für uns eine höchst vergnügliche Stunde. Zur Dankbarkeit aber sind wir ihm für den Unterricht im Deutschen verpflichtet, den er in Prima erteilte. Freilich war der Kleine eine durch und durch prosaische Natur, und die Ausschließlichkeit, mit der er uns fast nur auf Lessing hinwies, ging zu weit. Aber er war ein unerbittlicher Feind jeder Phrase, jeder Überschwenglichkeit, jedes leeren Wortgeklingels. Dabei hielt er auf kurze Sätze und auf präzise Durchsichtigkeit des Stils. Damit hat der kleine freundliche Mann seinen Schülern doch eine wertvolle Mitgabe für das Leben gegeben. Nicht ohne ein Lächeln dachten seine frühern Schüler an den Kleinen zurück, aber bei allen Seltsamkeiten seiner Schultätigkeit hat er sich doch viel Liebe und Dankbarkeit erworben.

Ganz verschieden freilich von beiden, dem Alten und dem Kleinen, war die Persönlichkeit des Professors Goßrau. Er hatte eine zarte, etwas gebeugte Gestalt und trug den Kopf ein wenig schief. Aber mit eiserner Disziplin wußte er die Klasse in Zaum und Zügel zu halten. Wenn er mit uns Tacitus, Livius oder Cicero las, wenn er mit uns lateinische Verse machte, wenn er Herodot oder Lucian, Plutarch oder Thukydides erklärte, und namentlich wenn er griechische oder römische Geschichte vortrug, dann leuchteten seine hellen, braunen Augen in hoher Begeisterung, und in formvollendeter Beredsamkeit floß bei meisterhafter Beherrschung des Stoffs die Rede von seinen Lippen und fesselte auch die langweiligsten Jungen. Wohl präpariert kamen wir in seine Stunden, und für die lateinische Privatlektüre wußte er uns so zu begeistern, daß wir ganze Nächte saßen, um „Adversarien," d. h. kommentierende Bemerkungen zu Ciceros Reden oder zu Tacitus zu schreiben. Sah ich dann wohl am andern Morgen in der ersten Stunde des Professors Ihlefeldt ein wenig übermüdet aus, so rief dieser mir mit warnender Stentorstimme zu: „Bosse! Sie haben lukubriert! Das dürfen Sie nicht tun!" Er hatte ja Recht, aber Goßrau zuliebe lukubrierten wir gelegentlich immer wieder einmal. Nötig hätten wir es nicht gehabt. Wären wir weniger in die Kneipen oder auch in den Harz gelaufen, so hätte unsre Zeit vollkommen ausgereicht, den Anforderungen der Schule auch an unsern Privatfleiß zu genügen. Von wirklicher Überbürdung war gar keine Rede. Wir hielten uns auch nicht für überbürdet.

Ich war, als ich nach Sekunda kam, vierzehn Jahre alt geworden. Zu Ostern darauf sollte ich konfirmiert werden. Ich besuchte deshalb den Winter über den Konfirmandenunterricht des Superintendenten. Im Winter vorher hatte ich schon als „Zuhörer" am Konfirmationsunterricht des zweiten Geistlichen unsrer Parochie, des Pastors Heinisch, teilgenommen. Beide Geistliche nahmen den Konfirmanden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unterricht sehr ernst. Aber bei allem Respekt, mit dem wir uns vor ihnen und namentlich dem Superintendenten beugten, und bei allem Fleiß, mit dem wir über jede Konfirmandenstunde ein ausführliches Heft ausarbeiteten, empfingen wir doch in diesem Unterricht nur überaus dürftige religiöse Anregungen. Ich habe die damals von mir ausgearbeiteten Konfirmandenaufsätze noch. Mit Wehmut ersehe ich aus ihnen, mit welcher verstandesmäßigen Trockenheit uns ein willkürlich zurechtgestutztes, erschreckend dürftiges System angeblich christlicher Lehre damals eingeprägt worden ist. Von anthropologischen Notizen ausgehend, gibt dieses System eine Reihe dürftiger Begriffe von Gott und der als Erlösung bezeichneten Erscheinung Christi, für einfache Kindergemüter zu hoch und für die aufkeimenden Zweifel und Fragen des Sekundaners nicht ausreichend. Alle wirklich die Herzen bewegenden Fragen werden stillschweigend umgangen, und die Versuche, einzelne religiöse Begriffe zu erläutern, sind so platt und unzureichend, daß sie auch ein bescheidnes Kindergemüt nicht zu befriedigen vermögen. Wenn uns dieser Unterricht und die darauffolgende Konfirmation wirklich etwas gegeben haben, so war es der Respekt vor dem sittlichen Ernst unsrer Geistlichen und allenfalls die äußere Konfirmationsfeier vor der Gemeinde und den Eltern. Sie wirkte auf das Gefühl und machte wenigstens soviel Eindruck auf uns, daß wir gerührt den Vorsatz faßten, gute und ordentliche Menschen zu werden und unsre Eltern nicht zu betrüben. Am 28. März 1847, am Palmsonntag, wurde ich in der Benediktikirche meiner Vaterstadt von dem Superintendenten Schmidt konfirmiert und empfing zum erstenmal das heilige Abendmahl. Mein Konfirmationsspruch war: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Ich entsinne mich wohl, daß ich bewegt war; aber mit Betrübnis muß ich bekennen, daß ich die Treue nicht gehalten habe. Es war alles herzlich gut gemeint, von den Geistlichen, den Eltern und den Kindern; aber in die Tiefe ging es nicht. Alles war unklar. Ans Herz war uns die evangelische Kirche mit ihren reichen Gaben nicht gedrungen.

Mehr als vorher fühlte ich mich nach der Konfirmation als erwachsen, obwohl ich noch nicht fünfzehn Jahre alt war. Natürlich wurde ich von den ältern Sekundanern nunmehr auch für ihre Verbindung Hercynia geworben. Wir trugen die grüne Verbindungsmütze mit schwarz und weißem Rande ganz offen. Die Lehrer hatten daraus nichts Arges. Warm geworden bin ich aber unter den Hercynen nicht. Sie trieben das Kneipen und Fechten weit studentischer, als wir als Tertianer es getan hatten. Ich aber hatte damals mehr Interesse an der Schule, als an diesem heimlichen Treiben. Übrigens hörte der ganze Verbindungsschwindel, da die ältern Mitglieder die Schule verließen, ohne Sang und Klang bald ganz von selbst auf. Das war für die Schule ein entschiedner Gewinn. Unsre Lehrer aber waren daran unschuldig. Überdies erschien das Jahr 1848.

(Fortsetzung folgt)

Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

Es war in diesen Tagen, daß mich der Meister fragte, ob ich nicht für ihn zu dem Großhändler, mit dem er in Geschäftsverkehr stand, reisen wolle. Sonst hatte er diesen Weg selbst gemacht, aber er fühlte sich nicht mehr so sicher wie sonst auf den Beinen und fürchtete sich vor dem Gedränge und Gestoße in den Straßen der großen Stadt; vielleicht daß er auch glaubte, es sei meinem wirren Kopf eine kurze Luftveränderung förderlich. Ich ging gern. Es war doch einmal etwas neues und andres. Die Reise erfreute und erheiterte mich. Die Sonne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG